

der Würde des Menschen zu überzeugen.⁴⁴ Zivilität kann gegen ihre dauernde Gefährdung durch Gewalt nur durch das Bewusstsein ihrer eigenen Historizität und Verletzbarkeit bewahrt werden, denn »torture itself is a ticking bomb«.⁴⁵ Dafür hat die Geschichtswissenschaft den Blick zu schärfen.

in: Gewalt und Gesellschaft: Klassiker modernen Denkens neu gelesen: Bernd Weisbrod zum 65. Geburtstag (Wallstein, 2011), 285-293.

44 Günter Frankenberg, Und ewig brechen sie das Tabu, in: Kursbuch 163 (Folter und Feste), März 2006, S. 6-13, hier S. 11.

45 Elaine Scarry, zit. n. Ziemann, Folter diskutieren, S. 53.

FRANK BIESS

Gewalt der Toleranz, Toleranz der Gewalt

Herbert Marcuse: *Repressive Toleranz* (1965)

»Über die »repressive Toleranz« der liberalen Gesellschaft ist selten perfider geschrieben worden.« So urteilte Hans Ulrich Wehler im fünften Band seiner *Deutschen Gesellschaftsgeschichte* über Herbert Marcuses 1965 veröffentlichten Text.¹ Wehlers Verdikt erfasst gut die von Marcuses Text ausgehende Provokation. Sollte etwa in der so schwer errungenen Liberalisierung der westdeutschen Gesellschaft ein repressives Potential stecken? Musste nicht gerade vor dem Hintergrund der unheilbaren Verbindung von Macht, Staat und Gewalt in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts das Leitbild der liberalen Toleranz als das ideale Gegenmittel erscheinen? Und wie konnte aus der Kritik liberaler Toleranz ein gewaltsames Widerstandsrecht gegen die liberale Demokratie abgeleitet werden? Trotz – oder gerade wegen – dieser Provokationen entfaltete der vielleicht problematischste von Marcuses Texten innerhalb der transnationalen Studentenbewegung eine beträchtliche Wirkungsmacht. Im Folgenden sollen erstens die zentralen Aussagen und Aporien von Marcuses Text herausgearbeitet werden, zweitens die Rezeption innerhalb der Neuen Linken diskutiert werden, und drittens Marcuses Kritik der liberalen Toleranz auch vor dem Hintergrund seiner biographischen Erfahrungen analysiert werden.

Liberale und »repressive« Toleranz

Herbert Marcuse war keineswegs der erste Kritiker liberaler Toleranzvorstellungen. Vielmehr steht sein Text in der diskursiven Tradition der Toleranzkritiken des 19. Jahrhunderts.² Wie Marx sieht

1 Hans Ulrich Wehler, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, Bd. 5: Bundesrepublik und DDR, 1949-1990, München 2008, S. 316.

2 Rainer Forst, *Toleranz im Konflikt. Geschichte, Gehalt und Gegenwart eines umstrittenen Begriffs*, Frankfurt a.M. 2003, S. 514.

Marcuse die liberale Vorstellung der Toleranz als bloßes Oberflächenphänomen. Sie verfestige existierende Ungleichheiten, wenn gleich diese nicht nur aus dem Klassencharakter der bürgerlichen Gesellschaft, sondern auch aus den Manipulationsmechanismen der »totalitären Demokratie« (S. 149) herrührten.³ Oppositionelle Bewegungen wirkten systemstabilisierend, indem sie sich durch die Akzeptanz offizieller Spielregeln ihre Tolerierung gewissermaßen erkaufte und somit für eine nur scheinbare Demokratie sorgten. Marcuse kritisiert im Gefolge von Nietzsche auch die moralische und politische Indifferenz der Toleranz, die es unmöglich mache, »sich zu einer Seite zu bekennen« (S. 139). Darüber hinaus antizipierte Marcuses Text wichtige Aspekte gegenwärtiger Toleranzkritiken: Dass Toleranz existierende Machtverhältnisse zwischen den Tolerierenden und den Tolerierten befestigt und »entpolitisiert«, bestätigen Toleranzkritiker wie Wendy Brown.⁴ Ebenso verweist Marcuses Kritik darauf, dass jede Form der Toleranz immer mit einer Bestimmung ihrer Grenzen einhergeht. Dieses »Paradox der Grenzziehung« (Rainer Forst) bedeutet, dass Toleranz immer in ihr Gegenteil umschlägt, sobald die Grenze zwischen Tolerierbarem und Nicht-Tolerierbarem definiert wird.⁵

Es ist jedoch nicht nur die Begrenztheit der liberalen Toleranz, die laut Marcuse ihren »repressiven« Charakter ausmacht. Vielmehr kehrt Marcuse die klassische Toleranzvorstellung um, die sich vor allem auf die Toleranz gegenüber einer Minderheit bezieht, und konzentriert seine Analyse auf die »Toleranz gegenüber Mehrheiten« (S. 143). Ein Durchbrechen der »repressiven Toleranz« erfordert daher weniger eine Erweiterung des Toleranzspielraums für oppositionelle Bewegungen, mithin eine fortschreitende Liberalisierung der Gesellschaft. Vielmehr impliziert sie – und dies ist eine entscheidende Wendung in Marcuses Text – eine »Intoleranz gegenüber herrschenden Meinungen«. »Befreiende Toleranz« sei daher gerade nicht objektiv, sondern bewusst partiell und be-

3 Herbert Marcuse, *Repressive Toleranz*, in: ders., *Schriften*, Bd. 8, Frankfurt a.M. 1984, S. 136–166. Alle Zitate mit Seitenzahlen im Text nach dieser Ausgabe.

4 Wendy Brown, *Regulating Aversion. Tolerance in the Age of Identity and Empire*, Princeton 2006.

5 Forst, *Toleranz im Konflikt*, S. 39.

inhalte »Intoleranz gegenüber Bewegungen von rechts und Duldung von Bewegungen von links« (S. 156).

Ähnlich wie in der klassischen Toleranzbegründung von John Stuart Mill in *On Liberty* (1859), auf die sich Marcuse mehrfach bezieht, ist für Marcuse »das Telos der Toleranz« die »Wahrheit« (S. 142). Allerdings geht Mill von einem prozeduralen Verständnis von Toleranz aus, das auch die Tolerierung des Falschen mit einbezieht, weil nur dadurch eine offene und freie Diskussion gewährleistet ist.⁶ Marcuse dagegen entwickelt ein instrumentelles Verständnis von Toleranz. Angesichts der »technologischen und geistigen Gleichschaltung« der modernen Welt sei die »rationale Grundlage der Meinungs- und Versammlungsfreiheit« nicht mehr gegeben (S. 145). Um dieses herrschende Ungleichgewicht zu kompensieren, propagiert Marcuse den »systematischen Entzug von Toleranz gegenüber rückschrittlichen Meinungen« bis hin zum Entzug der bürgerlichen Freiheitsrechte für Gruppen und Bewegungen, die »eine aggressive Politik, Aufrüstung, Chauvinismus und Diskriminierung aus rassistischen oder religiösen Gründen befürworten« oder »sich der Ausweitung öffentlicher Dienste, sozialer Sicherheit, medizinischer Fürsorge usw. widersetzen« (S. 150). In einem Nebensatz weitet diese Aussage die Legitimation zur Einschränkung bürgerlicher Rechte beträchtlich aus: vom bloß »negativen« Schutz der Rechte Anderer, wie ihn beispielsweise die amerikanische Bürgerrechtsbewegung forderte, hin zu einer spezifischen Vision der »guten« Gesellschaft. Angesichts dieser Forderung nach politischer Intoleranz wurde Marcuse immer wieder vorgeworfen, eine zumindest temporäre Erziehungsdiktatur leninistischer Prägung zu propagieren.⁷ Allerdings weist Marcuse genau diesen Vorwurf an mehreren Stellen des Textes explizit zurück, etwa indem er die »demokratische« (wenn auch faktisch repressive) Toleranz als »unter allen Umständen humaner« charakterisiert als eine »institutionalisierte Intoleranz« in Diktaturen (S. 149).

Diese Ambivalenz ist auch im Hinblick auf andere zentrale Punkte konstitutiv für Marcuses Text. So klärt er letztlich nicht,

6 Ebd., S. 485f.

7 George Lichtheim, *Repressive Tolerance*, in: Robert Pippin (Hg.), *Marcuse. Critical Theory and the Promise of Utopia*, South Hadley 1988, S. 199.

welche Instanz die Grenze zwischen zu tolerierenden fortschrittlichen und den nicht zu tolerierenden rückschrittlichen Bewegungen ziehen solle. Angesichts seiner Manipulierbarkeit sei das »Volk« als demokratischer Souverän dazu nicht in der Lage. Ebenso wenig seien laut Marcuse die »Kräfte der Emanzipation« identisch mit einer bestimmten Gruppe, beispielsweise dem Proletariat des klassischen Marxismus. Letztlich sei es nur eine »kleine Anzahl« vernünftiger Wesen, die diese Ideale der Vernunft in der Gesellschaft der »totalen Verwaltung und Indoktrination« verteidige (S. 154). Diese Autorität der Vernunft leitet sich laut Marcuse auch aus dem geschichtlichen Prozess selbst ab, da die Bewegungen von links (einschließlich der chinesischen und kubanischen Revolution) dem Fortschritt dienten, während dies für die geschichtliche Gewalt, die von den herrschenden Klassen beispielsweise im Faschismus ausging, nicht zutraf. Eine Exegese der marxistischen Geschichtsphilosophie soll somit objektive Maßstäbe für die Toleranzwürdigkeit bestimmter Bewegungen und Positionen liefern.

Ähnlich uneindeutig sind Marcuses Aussagen zu den Mitteln, mit denen die Intoleranz gegenüber herrschenden Meinungen durchgesetzt werden soll, mithin zur Frage der Gewalt. Einerseits lehnt er eine Unterscheidung in »reaktionäre« und »revolutionäre« Gewalt als »unmenschlich« und »von übel« ab (S. 152f.). Andererseits versteht Marcuse ganz im Sinne Frantz Fanons die Forderung nach einer Absage *a priori* an Gewalt als ungerechtfertigte Selbstlähmung oppositioneller Bewegungen. Stattdessen propagiert er ein »Naturrecht auf Widerstand«, dass auch »außergesetzliche Mittel« erlaube, »sobald die gesetzlichen sich als unzulänglich herausgestellt« hätten (S. 161). Laut Wolfgang Kraushaar hat »wohl kaum ein anderer Gedanke eines Sozialphilosophen [...] für mehr Aufsehen gesorgt, schwerere Missverständnisse produziert und stärkere Schelte eingetragen als dieses Bekenntnis«. ⁸ Dabei lieferte Marcuses Text keinen Blankoscheck zum gewaltsamen Widerstand. Er hat auch den Terrorismus der 1970er Jahre immer wieder scharf verurteilt. Vielmehr drängt sich der Eindruck auf, dass Marcuse in diesen Passagen mit den und gegen die Implikationen seiner eige-

8 Wolfgang Kraushaar, Einleitung: »Die Revolte der Lebenstribe«. Marcuse als Mentor gegenkultureller Bewegungen, in: Peter Erwin Jansen (Hg.), Herbert Marcuse. Nachgelassene Schriften, Bd. 4, Springer 2004, S. 15-25, hier S. 15.

nen Argumente kämpft. ⁹ Dennoch manifestiert sich hier auch das ungeklärte Verhältnis der Neuen Linken zur Frage der Gewalt.

Rezeption innerhalb der Neuen Linken

Trotz dieser Ambivalenzen und Inkonsistenzen, die Marcuses Text als »zutiefst problematisch« ¹⁰ erscheinen lassen, entfaltete *Repressive Toleranz* eine beträchtliche Wirkungsmacht, wenngleich Marcuses Bedeutung für die Neue Linke mittlerweile deutlich skeptischer beurteilt wird und auf einzelne Aktivisten beschränkt blieb. ¹¹ Rudi Dutschke berichtete beispielsweise in seinem ersten Brief an Marcuse vom Dezember 1967, dass die Arbeitsgruppen des SDS »unter dem Aspekt der politischen Praxis die *Repressive Toleranz* und Ihre Manuskripte« diskutieren. ¹² Woher rührte die Popularität gerade dieses Textes innerhalb der Studentenbewegung?

Einerseits bot die Vorstellung »repressiver Toleranz« der Studentenbewegung eine Erklärung ihrer politischen Marginalität. Diese erschien so nicht als Defizit des eigenen Aktivismus, sondern als Folge einer besonders subtilen Strategie der herrschenden Eliten, oppositionelle Bewegungen durch Tolerierung zur Wirkungslosigkeit zu verurteilen. Andererseits lieferte das Konstrukt der »repressiven Toleranz« aber auch eine theoretische Rechtfertigung für immer neue Aktionsformen, die durch gezielte Provokation mediale Aufmerksamkeit auf sich ziehen würden. Dies galt insbesondere für die Störung der öffentlichen Rede von staatlichen oder universitären Autoritäten, mit der letztlich auch die Grenze zur Anwendung von Gewalt überschritten wurde. ¹³

Darüber hinaus war Marcuse mehr als andere Repräsentanten der Kritischen Theorie immer auch ein Denker, der das Affirmative

9 So Lichtheim, *Repressive Tolerance*, S. 203.

10 Ebd., S. 182.

11 Thomas Wheatland, *The Frankfurt School in Exile*, Minneapolis 2009, S. 311-326.

12 Rudi Dutschke/Horst Kurtznitzky/Herbert Marcuse, 26.12.1967, in: Marcuse, *Nachgelassene Schriften*, Bd. 4, S. 189.

13 Aribert Reimann, Dieter Kunzelmann. Avantgardist, Protestler, Radikaler, Göttingen 2009, S. 127-131 u. S. 148.

in der Negation betonte. Hierin unterschied sich Marcuse von anderen Vertretern der Kritischen Theorie. Allerdings wendet sich Marcuse in *Repressive Toleranz* gegen eine zu sehr auf das Subjektive verengte Rebellion und verurteilt die »Reklame der Selbstverwirklichung« als eine Form der »trügerischen, abstrakten Toleranz«. Gegen eine rein »private und persönliche Rebellion« argumentiert er für die Zentralität des »politischen Daseins« als den »Kern [des] gesamten Daseins« (S. 160). Der Text verweist somit auch auf die spätere Distanzierung Marcuses vom individuellen Eskapismus von Teilen der amerikanischen Gegenkultur. Diese wiederum empfand Marcuses Insistieren auf einer genauen Hegel- und Marx-Lektüre als unabdingbares theoretisches Fundament der Revolution eher als lustmindernd.

Repressive Toleranz beförderte weniger die mit Marcuses sonstigen Texten verbundene utopische Zukunftshoffnung, sondern ist geprägt von einem anderen, eher dunklen Grundtenor: dem des Alarmismus. So evozierte Marcuse eine »eindeutige und gegenwärtige Gefahr«, die kennzeichnend für die gesamte »nachfaschistische Periode« sei und extreme Maßnahmen wie die Aufhebung der bürgerlichen Freiheitsrechte für die Feinde des Fortschritts rechtfertige (S. 156). Dieses Bedrohungsgefühl war wesentlich mitbestimmt durch die Wahrnehmung einer gegenwärtigen Vergangenheit. Marcuses Forderung nach einer Intoleranz gegenüber rechts leitet sich direkt aus der Erfahrung des deutschen Faschismus ab. »Hätte man die demokratische Toleranz aufgehoben, als die künftigen Führer mit ihrer Kampagne anfangen, so hätte die Menschheit eine Chance gehabt, Auschwitz und einen Weltkrieg zu vermeiden« (S. 156). Es war diese lebensgeschichtliche Erfahrung der NS-Diktatur, die dem jüdischen Emigranten Marcuse seine moralische Autorität innerhalb der Neuen Linken verlieh und seine Diagnose einer unmittelbaren Notsituation plausibel erscheinen ließ. Ebenso befriedigte Marcuses Kritik an der nüchternen Objektivität der liberalen Toleranz auch ein emotionales Bedürfnis der Neuen Linken. Der Gestus der moralischen Empörung gründete sich jedoch nicht nur auf eine utopische Zukunftshoffnung, sondern beinhaltete auch eine eher pessimistische, ja unheil-schwangere Dimension, gerade in der westdeutschen Studentenbewegung.

Erklärungskraft und biographische Bedingtheit

Inwiefern bietet *Repressive Toleranz* eine adäquate Analyse der Funktionsweise von Toleranz in der liberalen Gesellschaft der Nachkriegszeit? In der streitbaren Demokratie der Bundesrepublik war das Ideal der Toleranz zweifellos massiven Einschränkungen unterworfen. Dabei praktizierte die Bundesrepublik gerade keine formale, sondern eine wertgebundene, parteiische Toleranz, die dem Toleranzbegriff Marcuses strukturell gar nicht so unähnlich war, wenn auch natürlich anderen Idealen verpflichtet. Die Geschichte der Bundesrepublik zeigte gerade die mit diesem Toleranzverständnis verbundenen Probleme. In einer Reihe schwerer Toleranzkonflikte, wie beispielsweise im Hinblick auf Homosexualität oder auf das Verhältnis zu ethnischen Minderheiten, musste nämlich die Grenzziehung zwischen Toleranz und Nicht-Toleranz immer wieder neu verhandelt werden.¹⁴ In diesem Sinne demonstrierte die Geschichte dieser Konflikte gerade die ausgrenzende, diskriminierende Wirkung einer dezidiert parteiischen Toleranz.

Marcuses Text erfasste auch die zunehmende Flexibilität der westlichen liberalen Gesellschaften, oppositionelle Bewegungen bis zu einem bestimmten Grad zu tolerieren und gerade dadurch zu entradikalisieren. Allerdings bewertete *Repressive Toleranz* diese Entwicklungen immer nur als taktische (und von den Herrschenden bewusst inszenierte) Anpassungen im Interesse einer Konservierung des Status quo. Man muss aber keinem teleologischen Erfolgsnarrativ der Bundesrepublik verpflichtet sein, um beispielsweise die qualitative Bedeutung der Genese einer kritischen Öffentlichkeit in der Bundesrepublik anzuerkennen. Marcuses Text verweist somit auch auf die prinzipielle Unfähigkeit der Neuen Linken, der liberalen Gesellschaft Reformfähigkeit und Entwicklungspotentiale zuzugestehen.

Repressive Toleranz ist darüber hinaus auch ein Dokument von Marcuses eigener, sich zunehmend verhärtender Haltung gegenüber der liberalen Demokratie. Diese Fundamentalkritik an der liberalen Gesellschaft unterschied sich deutlich von der Haltung, die Marcuse während seiner Arbeit für das Office of Strategic Ser-

14 Forst, *Toleranz im Konflikt*, S. 521 u. S. 675-748.

vices, dem amerikanischen Geheimdienst im Zweiten Weltkrieg, und für das State Department während und nach dem Krieg eingenommen hatte. Wie Tim B. Müller gezeigt hat, war Marcuse in dieser Periode stark vom Kontakt mit amerikanischen Intellektuellen wie Stuart H. Hughes und Carl Schorske beeinflusst und bewegte sich durchaus im linksliberalen *mainstream* des New Deal. Sein Denken radikalisierte sich erst, als er sich in den 1960er Jahren aus diesen diskursiven und institutionellen Zusammenhängen verabschiedete und zum reinen Campus-Intellektuellen wurde.¹⁵ Die studentische Protestbewegung prägte Marcuses Denken mithin ebenso stark, wie er selbst der Neuen Linken die Stichwörter lieferte.¹⁶ Gleichzeitig markierte der Text Marcuses zunehmende Entfremdung vom Denken seiner ehemaligen liberalen Mitstreiter. Diese widersetzten sich nämlich der uneingeschränkten Politisierung der Universität sowie der Einschränkung der freien Rede, wie sie Marcuse in *Repressive Toleranz* förderte.

Gerade weil Marcuses Denken stark von seinem jeweiligen Milieu geprägt war, verfestigte sich seine Haltung gegenüber der liberalen Demokratie auch angesichts seiner persönlichen Erfahrungen im amerikanischen akademischen Betrieb. So war er während seiner Lehrtätigkeit an der University of California in San Diego (UCSD) von 1965 bis 1970 zunehmend massiven öffentlichen Anfeindungen ausgesetzt. Als etwa im Sommer 1968 das Gerücht aufkam, Rudi Dutschke wolle im Herbstsemester bei Marcuse an der UCSD studieren, formierte sich in der konservativen Stadt am Pazifik lautstarker Widerstand.¹⁷ Ein Kommentar der Lokalzeitung *San Diego Union Tribune* erklärte: »San Diego wird den ›roten Rudi‹ nicht auf seinem Campus tolerieren.«¹⁸ Im Juli 1968 erhielt Marcuse gar eine vom Ku Klux Klan unterzeichnete Todesdrohung und musste für einige Wochen an einen geheim gehaltenen Ort in

Nordkalifornien flüchten.¹⁹ Da Marcuses Alter (Geburtsjahr 1898) über dem damals geltenden Ruhestandsalter von 67 Jahren lag, provozierte auch die jährlich anfallende Verlängerung seines Vertrags an der UCSD immer wieder öffentlichen Aufruhr. Ein Leserbriefschreiber befürwortete eine »Revolte der Steuerzahler« gegen die Zulassung »eines solchen Charakters« an der Universität; ein anderer wollte die gesamte Universität schließen, »bis solche störenden Elemente rausgeschmissen worden sind.«²⁰ Obwohl sich der Präsident der Universität, William McGill, im Namen der akademischen Freiheit diesen Versuchen der Einflussnahme von außen widersetzte, unterließ er es auch – sehr zum Leidwesen von Marcuses Kollegen –, sich öffentlich zu Marcuse zu bekennen.²¹

Das oberste Gremium des gesamten Verbands der University of California, die UC-Regents, in dem der damalige Gouverneur Ronald Reagan für eine konservative Mehrheit gesorgt hatte, sorgte letztlich für eine Lösung des »Falls Marcuse«. In einer weithin als »Lex Marcuse« wahrgenommenen Verordnung wurde bestimmt, dass ab dem akademischen Jahr 1970/71 die Verträge von Professoren über dem Alter von siebenzig Jahren nicht mehr erneuert werden sollten. Marcuse war der erste Lehrende, der von dieser Regelung betroffen war, und wurde fortan von der Lehre an der UCSD ausgeschlossen. Die konservativen politischen Eliten des kalifornischen Staates waren letztlich unfähig, die Präsenz des alternenden Emigranten mit dem markanten deutschen Akzent zu tolerieren. So mag es nicht verwundern, dass Marcuse in der etwas moderateren »Nachschrift 1968« zu *Repressive Toleranz* die liberale Gesellschaft an ihr uneingelöstes Versprechen erinnerte: »Unter den herrschenden Bedingungen in diesem Lande erfüllt die Toleranz nicht die zivilisierende Aufgabe, die ihr von den liberalen Vorkämpfern der Demokratie zugesprochen wurde: nämlich in erster Linie dem Schutz der abweichenden Meinung zu dienen.« (S. 162)

15 Tim B. Müller, *Krieger und Gelehrte. Herbert Marcuse und die Denksysteme im Kalten Krieg*, Hamburg 2010, S. 555–649.

16 Vgl. Wheatland, *The Frankfurt School in Exile*.

17 Martin Klimke, *The Other Alliance. Student Protest in West Germany and the United States in the Global Sixties*, Princeton 2010, S. 97–99.

18 *This is an Order*, *San Diego Union Tribune*, 11.6.1968, UCSD Archives, RSS 6620, Box 7, Folder 6.

19 *Los Angeles Times*, 12.7.1968, ebd.

20 *San Diego Union Tribune*, 12.6.1968, 25.6.1968, ebd.

21 Briefwechsel von Paul Brach und William McGill im Juli 1968, ebd.